

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

146 (27.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Freiherr vom Stein

Zu seinem 100. Todestag am 29. Juni

Dem Kämpfer zum Gedächtnis

Wir haben nicht als Gratulation,
Das ginge wohl etwas zu weit,
Jedoch: er hat in schwerer Zeit
Hingebend seinen Mann gestanden.
Er setzte als ein rauber Beien
Dem ärgsten Schmutz Preußen rein.
Dem Fürstentum ist dieser Stein
Ein Stein des Anstoßes gewesen.
Es konnte ihm nicht viel gelingen,
Wie auch nach Fortschritt stand sein Sinn,
Jedoch er konnte immerhin
Den Luftzug erster Freiheit bringen.
Er wollte nicht am Alten leben,
Er nahm der Bauern schlimmste Last.
Er hat das Junkertum gekämpft
Und gab den Staaten eigenes Leben.
Kein Richter darf ihn reklamieren.
Er war ein Kopf und ganzer Mann.
Und was er jag und suchte begann,
Das wollen wir zu Ende führen Hans Bauer.

Ein freier Staatsmann des alten Preußen

Von Universitätsprofessor Dr. A. Maurerbrecher

Den Erinnerungstag an Leben und Sterben des großen preussischen Staatsmannes Freiherrn vom Stein kann ganz Deutschland, auch die junge Republik, in dankbarer Gesinnung begehen; denn in ihm verehren wir einen Vorläufer und Grundsteinleger der freiheitlichen und nationalen Ideen, die über die Jahre 1848 und 1871 hinweg schließlich erst heute verwirklicht wurden. Er war der Schöpfer des Deutschland des 19. Jahrhunderts, der Vorläufer desjenigen der Gegenwart.

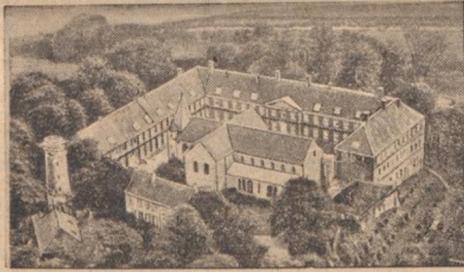
Sein Lebensgang und sein Wirken gehören der Geschichte an und sind bekannt genug. Geboren am 28. Oktober 1757 auf seinem Familienbesitz bei Nassau an der Lahn, entstammte er einem uralten Reichsfreiherrnengeschlecht. Seine Vorfahren und er selbst waren also „reichsunmittelbar“ wie die Landesfürsten. Nach gründlichem Rechtsstudium trat er in den preussischen Staatsdienst, war Berg- und Kammerdirektor, Präsident und seit 1796 Oberpräsident aller westfälischen Kammern, schließlich 1814 Chef des gesamten Zoll- und Finanzwesens Preußens. Mit den Schwankungen der preussischen Politik schon damals unzufrieden, reagierte er auf die Reformen in modernem Sinne an: unangenehm entließ ihn der König Friedrich Wilhelm III. 1807, um ihn dann nach Hardenbergs Abtritt und dem unglücklichen Frieden von Tilsit noch in demselben Jahre wieder an die Spitze der gesamten Zivilverwaltung Preußens zu stellen. Nun ging der Fünfsigjährige daran, den zusammengebrochenen Staat Friedrichs des Großen neu zu gestalten, an die Stelle der Bevormundung und der Beamtenherrschaft den Staat der Selbstverwaltung zu setzen, der in Gemeinde, Kreis und Provinz sich auf der freiwilligen Mitarbeit der Bürger aufbaute. Dieser neue freie Staat sollte ein Nationalstaat sein, sollte ganz Deutschland umfassen; hatte er doch schon dem dann erst 1830 verwirklichten Gedanken des Deutschen Zollvereins durch die Aufhebung aller binnenländischen Zölle vorausarbeiten begonnen. Von allen fähigen Kräften wurde in der kurzen Spanne seiner Ministerialtätigkeit nur ein Teil verwirklicht: die Befreiung des Landvolks von der Hörigkeit, die Selbstverwaltung der Städte, Aufhebung des Frondienstes der Bauern, Vernichtung oder doch Verringerung des Vorrechtes des Adels gegenüber Bürgern und Bauern. Als Krönung des Wertes waren „Reichststände“ gedacht. Damit war der Parlamentarismus bearbeitet; aber schon 1808 mußte der König, durch französische Drohungen gezwungen, ihn aus allen Staatsämtern entlassen und Na-

poleon hat ihn sogar geächtet. Er emigrierte nach Petersburg, an den Hof Alexanders I. und wurde nun die Seele der Organisation des neuen „Freiheitskrieges“ gegen Napoleon, den Alexander führen sollte; schon im französisch-russischen Krieg von 1812 stand er als dauernder Berater Alexanders zur Seite und knüpfte nach allen Seiten die Fäden an.

In Preußen hatte inzwischen seit 1810 Hardenberg als Staatskanzler die Reformen Steins weitergeführt. Die volle bürgerliche Rechtsfreiheit wurde durchgeführt, die Zünfte wurden aufgehoben und Handelsfreiheit gestiftet. Die Bauern erhielten freies Eigentum; eine neue mildere Gefälleordnung wurde erlassen und den Juden staatsbürgerliche Rechte gegeben; alles Gedanken, denen auch Stein zustimmte. Daß der Hauptgedanke der beiden, die Einführung



Das Denkmal des Freiherrn vom Stein in Berlin



Das Sterbehaus Steins: Schloss Kappenberg in Westfalen das jetzt Museum werden soll.

eines Parlaments zwar verprochen, vom sauernden Hohensoffernkönig aber nicht gehalten wurde, ist bekannt.

In den Freiheitskriegen 1813/14 hat dann Stein noch eine große Rolle gespielt, er stand an der Spitze des „Zentralverwaltungsausschusses“, der alle von Napoleon betretenen Länder Deutschlands verwaltete; er wandte sich besonders gegen die Fürsten, die ihr und ihrer Länder Schicksal allzu eng mit Napoleon verknüpft hatten. Aber seit dem Wiener Kongreß 1815 konnte man den freiheitlichen Feuersturm nicht mehr brauchen; er hatte noch — aber vergeblich — als nächsten Schritt zur deutschen Einheit ein „Bundeshaus“ mit starken Vollmachten, eine einheitliches deutsches Reich, wenn auch unter Erhaltung des Bundesstaates, gewünscht; auch dies vergeblich. Seitdem lebte er zurückgezogen der Verwaltung seiner Güter, der Teilnahme an den Dingen seiner Provinz und der „Wissenschaft“. Er hat die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, zumal ihre berühmte und heute noch nicht abgeschlossene Veröffentlichung (Monumenta Germaniae historica — die geschichtlichen Denkmäler Deutschlands) begründet. Auf seinem westfälischen (1814 erworbenen) Gute Kappenberg starb er dann am 29. Juni 1831.

Steins Ziele sind, gemessen an dem, was wir heute in der deutschen Republik besitzen, gar gemessen an dem, wie die junge Republik erst noch werden soll, klein. Und doch können wir den aufrechten, idealtugendhaften Reichsritter als den verehren, der dem 19. Jahrhundert die Grundlage gegeben hat, ohne die das zwanzigste nicht möglich gewesen wäre. Den alten Feudalstaat beiseite zu haben, die Vorrechte seines eigenen Standes gebrochen zu haben, das allein ist schon ein großer Schritt vorwärts gewesen. Er war ein Adeliger, aber sein fortschrittlich gesinnter Adel war etwas anderes als „der hoffärtige aristokratische Junker des 18. Jahrhunderts“ (wie Ernst Moritz Arndt sagte) und wie der von Stein vergebens umworbene preussisch-pommersche Junker. Daß ein Schloßherr nichts anderes sein sollte, wie der freie Bauer auf seiner Scholle, war seine Ueberzeugung. Die preussischen Junker: „können nichts als hinterliche und hinderliche Gedanken haben, da weißt schon zu viel polnische und russische Luft herüber... ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen vorurteilstüchtigen Tier“: goldene, noch heute geltende Worte Steins!

Aus derselben stolzen und adeligen Gesinnung heraus stammt die Verachtung der deutschen Fürsten, der kleinlichen Egoisten seiner Zeit. Hoch hielt er alles, was den nationalen Gedanken: der aber war für ihn untrennlich von dem demokratischen. Das Volk soll die Grundlage des Staates sein: „Nicht des deutschen Volkes Schame ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten.“ So sagte er zornesrot der russischen Kaiserin ins Gesicht. Der demokratische Gedanke der Selbstverwaltung stammte ja von ihm. Diese seine nationalen Ideale aber glaubte er am besten in Preußen verwirklicht, daher sein preussischer Patriotismus, der dem ganzen 19. Jahrhundert, fast bis zur Gegenwart, das Angeht hat. Merkwürdigerweise hat er sich darin auch durch die jämmerlichen Ererbungen der Reaktionszeit nach 1815 nur wenig geändert. Glühend war sein Haß gegen Napoleon, den er aber, wie das ganze 19. Jahrhundert, als den Zerstörer der Freiheit, als den Vernichter der Ideale der französischen Revolution, nicht (was wohl heute als richtig gilt) als deren Volkstredner ansah. Geirrt hat er auch im blinden Glauben an Alexander, den Russentäter; manchmal mag er geirrt haben, als wenn er wirklich europäische oder deutsche, nicht russische Politik zu machen habe.

Ernst Moritz Arndt, der ihn kannte und glühend liebte, vergleicht seine äußere Gestalt und seinen Charakter mit dem Nichte und Goethes; und wirklich, er war dem ersteren gleich. Wie Nichte hat er einen auf der freien sittlichen Persönlichkeit gegründeten freien Staat, wenn auch mit monarchistischer Spitze, begründen wollen. Sittlichkeit, Religion und freie Erziehung waren ihm heilig. Von allen Adeligen, die Deutschland hervorgebracht hat, war er wohl der Freieste und Beste, wenn auch natürlich wie alle Menschen, zeitgebunden: „Deutschlands politischer Martin Luther“, so hat ihn Arndt genannt, und darin mag etwas Wahres sein. Arndt hat von ihm:

„Der Gewalttätige war in des Vaterlands Markten,
Der stärkste, der unzerbrechliche Stein,
So lange klingen von deutschen Lippen Gelang,
Wird klingen des mächtigen Namens Klänge.“

ALOIS NOLD
DIE HOLLE
VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegationsrats
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Grüß aus der Heimat
Wolle elf Monate hatte ich bereits bei dieser schweren Arbeit verbracht, da erhielt ich am 18. Oktober 1925, es war ein Sonntag, ein Paket von meinen Eltern. Es enthielt Wäsche, Lebensmittel usw. In Gegenwart eines Oberaufsehers wurde das Paket geöffnet und untersucht. Auf meine Veranlassung hin hatten meine Eltern in einer Unterhose zweihundert Franken eingeklebt die bei der Durchsichtung entdeckt wurden. Sofort wurde ich der Direktion vorgeführt. Man beschuldigte mich ohne weiteres, daß ich mit diesem Gelde eine Flucht beabsichtigt hätte. Ich bestritt diese Anschuldigung ganz entschieden. Niemand konnte mir etwas beweisen, zumal ja auch alle unsere Briefe durch die Zensur gingen. Daß ich einige Briefe von Wachsoldaten geschmuggelt bekam, wußte natürlich niemand. Dennoch wurde ich drei Monate zur Zelle verurteilt. Auch die Außenarbeit wurde mir gestrichen, ich wurde nur noch innerhalb des Gefängnisses beschäftigt.

Mit noch siebzig Gefangenen mußte ich den ganzen Tag Hals- und Schenkel drehen, allerdings mit der Hand, was sehr schlimm ist. Das Pensum betrug fünfundsiebzig Kilogramm die Woche. Da blieb keine Minute frei zum Ausruhen, sogar unsere Essenszeit mußten wir verwenden, um mit der Arbeit nachzukommen. Vier Aufseher sorgten für äußerste Ruhe. Sprechen oder auch nur zur Seite gehen, war verboten. Wer es trotzdem wagte, durfte auf einige Hiebe mit der Hundeweisheit gefaßt sein. Unabwambetrag schlugen die vollengefahrenen, diebäuglichen Aufseher auf uns halbverhungerte Menschen ein. Da sehnte man sich wirklich nach Cayenne. Es war ja gleichgültig, wo man war. Aber dort in den Strafkolonien war es sicher besser, man hatte wenigstens Aussicht, ganz erlöst zu werden.

Im Mai 1924 war der letzte Transport mit 1200 Todesurteilten nach Französisch-Guayana abgegangen. Es war dies der

dritte Transport seit Kriegsende und sollte auch, wie man hörte, der letzte sein. Im Senat schwebten schon ein volles Jahr Verhandlungen über das Sein oder Nichtsein der Strafkolonie Cayenne. Es hieß auch, für alle Gefangene würde eine Amnestie kommen. Dann wieder, man wolle die Kolonie ganz aufheben, und dann ging das Gerücht, es gebe eine Amnestie für alle diejenigen, die vom Kriegesgericht verurteilt seien. Niemand wußte wie es kommen sollte. Uns war es gleichgültig, was kommen würde. Für mich bestand nur ein Wunsch: So schnell wie möglich heraus aus der Hölle von Maison-carre. Drüben in der Strafkolonie konnte es auch nicht schlimmer sein. Siechtum und pestartige Krankheiten rafften die Verbannten zu Hunderten hinweg. Wir mußten all dieses. Und doch sehnten wir uns dorthin. Denn ein Funken von Hoffnung lebte in uns auf: Die Hoffnung, von Cayenne durch die Flucht wieder in die zivilisierte Welt, in die Heimat zurückzukommen.

Anfangs Januar 1926 tauchte plötzlich das Gerücht auf, in nächster Zeit sollte ein neuer Transport über den Ozean nach der Strafkolonie Cayenne gehen. Neue Freude, neue Hoffnung für uns!

Ich war nun schon dreizehn Monate hier, eine Reihe Gefangene waren schon vor mir angekommen. Meine Gefangenennummer war sehr hoch. Ich trug die Zahl 2565. Deshalb hatte ich auch erhebliche Zweifel, ob es mir reichen würde, nach Guayana eingeschifft zu werden. Denn beim Abtransport kam es hauptsächlich auf die Dauer des Aufenthaltes in Maison-carre an.

Zwanzig Jahre Zwangsarbeit lautete mein Kriegesgerichtsurteil. Die Ohren und Leiden, die meiner auf der Teufelsinsel warteten, kannte ich. Trotzdem sehnte ich mich dort hin. Denn ich hatte nur einen Willen, eine Sehnsucht: Jede sich bietende Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen.

Tag um Tag, Woche um Woche verging, ohne daß etwas von unserem Abtransport verlautete. Abgemagert, halbrot, erhob sich Frühmorgens ein jeder, um wieder einen Tag Arbeit für seine Schuldner zu leisten. Wie fühlte man sich glücklich, wenn die Sonne am Horizont verlor, und die Nacht Berasien brachte. Wie ruhte da der todmüde Körper so gut auf dem Zement- oder Steinlager.

Vorbereitungen zum Abtransport

Wieder waren etwa acht Wochen vergangen. Der Kalender zeigte den 15. März 1926. Wir wurden in einem geräumigen Saale des Gefängnisses verammelt. Viele meinten, es würde eine Untersuchung stattfinden, andere glaubten, eine Leibesvisitation. Nur

an einen Abtransport glaubte niemand mehr. Durch die Gittertüren sahen wir 50 bis 60 Wachsoldaten, die Aufseher mit dem Direktor und dem Chef. Wir hörten Befehle, konnten uns aber auch absolut nicht erklären, was los sei. Pöblich ging es wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Gefangenen: Abtransport! Welche Freude in aller Augen!

Der Chef gab einige Befehle. An jede Türe traten vier Aufseher. Zwei betraten den Saal und gaben uns Befehl, daß sämtliche Sachen mitzunehmen seien, und wir im Hofe anzutreten hätten. Diesem Befehle wurde gerne und schnell entsprochen.

Im Hofe wurden wir in eine Ecke zusammengedrängt. Der Oberaufseher erschien mit einigen Listen und Akten. Gefangenennummer um Gefangenennummer wurde aufgerufen. Der aufgerufene Legionär bzw. Sträfling mußte auf die entgegengesetzte Seite treten. Viele von denen, die mit mir im Saale verammelt waren, fanden schon gegenüber von uns, sie wußten, daß sie am Atlantiktransport teilnehmen würden. Mit größter Spannung wartete ich auf den Aufruf. Mein Herz klopfte fast hörbar. Sollte es nimmer wahr werden? Sollte ich dazu bestimmt sein, noch weiter hier zu bleiben? So fragte ich mich und wurde bei diesen Gedanken immer hoffnungsloser.

Da plötzlich kam der Ruf: Nr. 2565. Aufstehen hätte ich können vor Freude. In eiligstem Laufe überquerte ich den Hof und gestellte mich zu meinen Transportgenossen.

Wie hart war es aber für unsere Leidensgenossen, die aufstehen mußten, wie wir uns freuten, unsere Bündel hatten für die Seereise. Wir winkten ihnen Abschied zu. Tieftraurig winkten sie zurück. Wir taten die armen Menschen leid.

Die Vorbereitungen zur Einschiffung waren bald getroffen. Eine Gemeinde von der zivilisierten Welt ausgestoßener Geschöpfe waren wir, zum Wege nach den französischen Strafböden verammelt. Wir waren fünfhundert Deportierte, wozu noch weitere hundertundfünfzig Relegierte kamen, d. h. solche Leute, die schon mehrere Freiheitsstrafen hinter sich hatten und zum Schluß für immer aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen wurden.

Wir waren in einem großen Lager untergebracht. Die Reise über den Atlantischen Ozean nach der französischen Strafkolonie sollte auf dem Schiff „La Martinière“ erfolgen, das von Ile de Re in Frankreich kam. Wie viele Unglückliche von dort mitgebracht wurden, wußten wir nicht.

(Fortsetzung folgt.)